

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 239.

Donnerstag, 1. September

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(Nachdruck verboten)

(22. Fortsetzung.)

Es war bezeichnend für Filip: er mußte Ofse Söreland nachfahren. So wie er sich den etwas rauhen, aber wohlgemeinten Rathschlägen seiner Tante verschlossen hatte, wie er sich gegen ihren Wunsch, ihn mit Grietje zu verheiraten, aufgebäumt hatte, wie er auf Biegen oder Brechen die Idee seines Wettbewerbes durchführte, so biß er sich jetzt auch in den Gedanken fest, daß Ofse Söreland ihm gehören müsse. Philipp Rastor wußte immer besser als alle anderen, was für ihn paßte, er allein kannte den Weg, der für ihn tauglich war, und er ging ihn beinahe verbissen bis zur letzten Konsequenz.

Jetzt war also der Wettbewerb unter Dach und Fach gebracht. Grietje hatte recht, ob er mit der letzten Etappe in Nürnberg oder in der Pfalz endete, spielte keine Rolle mehr. Der abgeschlossene Wettbewerb interessierte ihn nicht mehr. Der Zwed war erreicht: die Zeitschrift war eingeführt, er hatte den Beweis geliefert, daß er aus eigener Kraft aufbauen konnte, und er würde jetzt den Plänen der Tante zugänglicher sein. Was ihn aber vorderhand noch interessierte, war Ofse. Und er würde solange keine Ruhe geben, als bis er sie entweder errungen oder sich davon überzeugt hatte, daß sie ihm unwiderbringlich verloren war.

Es war an demselben Tag, an dem Ofse und Mac Farland ihren Ausflug nach dem Drachensfels unternahmen, als Filip und Theo Brandenburg im Wagen auf der Hienach ankamen. Sie mußten auf die Rückkehr Ofses warten. Sie saßen gerade bei einem Imbiß am Rande des Weiher, als die beiden erschienen.

Filip sprang auf und stürzte auf sie zu. „Ofse! ...“ Ofse flüchtete vor dem Ansturm an Thomas Mac Farlands Seite.

Filip stoppte die jäh aufgesprungene Freude etwas ab. An Ofses Seite stand ja der Mann, der sie heiraten wollte. Gegen den wandte er sich jetzt.

„Sie sind zu beglückwünschen, daß es Ihnen gelungen ist, Ofse Söreland aufzustöbern. Aber dafür, daß Sie den ganzen Wettbewerb in Frage stellten, werden Sie sich vor mir zu rechtfertigen haben. Wie kommen Sie dazu, Ofse Söreland auf eigene Faust zu entführen?“

Thomas Mac Farland blieb dem heftigen Ton gegenüber sehr gelassen: „Es steht nichts davon in Ihren Bedingungen, daß ich das nicht tun darf. Aber selbst wenn etwas davon darin stehen würde, so hätte ich es doch getan.“

Filip sah ihn mit einem vernichtenden Blick an. Er drehte sich wieder Ofse zu: „Es ist unmöglich, daß Sie mich so im Stich lassen.“

Ofse hatte sich von der ersten Überraschung erholt. Sie verzehrte lächelnd: „Mein lieber Filip Rastor, der Wettbewerb ist richtig zu Ende geführt. Meine Lebensfrage ist gelöst. Wir — Thomas Mac Farland und ich — haben uns vor drei Stunden verlobt und es war eigentlich ganz überflüssig von Ihnen, hierher zu kommen.“

Das war eine eiskalte Dusche für Filip's heißes Herz.

Er sah Ofse nur an. Er drehte den Kopf, als sei ihm das Genid steif geworden. Er fühlte, daß er etwas sagen mußte, wenn er nicht im nächsten Augenblick in den Augen der anderen lächerlich wirken sollte. Er brauchte einen guten Abgang. Und so sagte er förmlich: „Ich habe so etwas gehaut, und ich bin nur gekommen, um Ihnen zu gratulieren.“

Es war eine eigenartige Gratulation, die darin bestand, daß Filip auf den Absätzen kehrt machte und nach dem Pfad am Weiher ging, wo er bald hinter der nächsten Biegung verschwand.

Wäre Filip klug gewesen, so hätte er noch am selben Tag mit Theo Brandenburg zusammen den Rückzug angetreten. Aber er konnte noch nicht klug sein, weil ihn Ofse noch hielt, weil er es durchaus noch nicht zugeben wollte, daß sie ihm unwiderbringlich verloren war. Er bezog Quartier im Forsthaus, obwohl ihm der Förster eine Gelegenheit zu einem selbstverständlich erscheinenden und ehrenvollen Rückzug bot. Er schlug Filip vor, sich in Dürkheim einzuquartieren, da im Forsthaus erst notdürftig ein Zimmer hergerichtet werden müsse, in das er sich mit Theo Brandenburg zu teilen habe. Von Bad Dürkheim könne er ja jeden Tag das Forsthaus in einer halben Stunde erreichen.

Aber nein, Filip blieb. Er war mit dem notdürftig hergerichteten Zimmer zufrieden und bestimmte auch Theo Brandenburg, zu bleiben. Nun waren sie also zu vierten in dem Waldbidoll, und die peinliche Spannung wurde dank Filip's Hartnäckigkeit im Verlauf des Tages größer, als jene in Berchtesgaden.

In der ersten Nacht, als er dem fröhlich schnarchenden Theo Brandenburg gegenüber wach in seinem Bett lag, begann der Hader mit sich selbst. Er erkannte sich als Störenfried, der alle Ungemütlichkeit in den stillen, für menschliche Harmonie geschaffenen Waldwinkel brachte. Er begann klarer und gerechter zu denken. Jetzt sah er bereits die Unsinntigkeit ein, sich an Ofse zu hängen. Aber ein Mensch von Filip's eiserner Hartnäckigkeit kann selbst noch an Wünschen festhalten, die er bereits als unsinnig erkannt hat. Dabei schien es ihm schwächlich und schmähsch, sich einfach von einer Frau loszureißen, nur weil ein anderer die Hand nach ihr ausgestreckt hatte. — Er brauchte jetzt einen Menschen, der ihm nahe stand, der ihn liebevoll auf den Weg führte, den er bei sich schon als den einzig gangbaren erkannt hatte. Ofse selbst mußte dieser Mensch sein.

Sie fühlte sich ein wenig schuldbewußt ihm gegenüber, sie kam sich mehr fahnenflüchtig als treulos vor, weil von vornherein ihr Verhältnis zu ihm mehr auf Kameradschaft als auf Liebe eingestellt gewesen war. Sie gab ihm am nächsten Tag Gelegenheit, mit ihr allein zu sprechen. Sie gingen nebeneinander auf dem Pfad am Weiher.

Ofse steuerte sehr bald das Gespräch ins richtige Geleise, sie fragte: „Seien Sie mal aufrichtig, Filip, wäre es nicht besser gewesen, wenn Sie nicht hierher gekommen wären?“

Ihre sanfte Stimme wühlte ihn auf. „Ose, wissen Sie denn nicht . . .“, begann er heiß.

Sie fiel ihm gleich ins Wort: „Ich weiß, was Sie jetzt sagen wollen. Wir wollen mal wirklich ganz aufrichtig sein: Sie glauben, mich zu lieben . . .“

„Ich glaube es nicht, ich weiß es“, fiel er lebhaft und überzeugt ein.

Wie ihr kein offenes Wesen gefiel! Das war es ja auch, was sie zu allererst und zumeist an ihm angezogen hatte. Aber jetzt schüttelte sie den Kopf: „Flip, wir sind gute Freunde, das ist sicher. Wir mögen uns beide gut leiden. Sie mich und ich Sie. Aber das ist doch noch nicht Liebe. Glauben Sie denn wirklich, daß wir zusammen passen?“

Er lachte leise auf, verächtlich: „Das alles sind so abgeleierte Fragen, wie man sie in Spieglertischen bei ähnlichen Gelegenheiten bereit hat. Für uns zwei, meine ich, taugen sie nicht.“

Ose legte ihre Hand auf seine Schulter: „Sie sehen das falsch, Flip! Oder Sie wollen es nicht richtig sehen. Sie sind ein verbohrtter Trostlopf. Ich heirate Thomas Mac Farland . . .“ Sie sagte das sehr bestimmt. „Dabei zählen viele Dinge mit, die er und auch ich, obwohl ich mir selbst das zu verheimlichen suchte, schon überlegt haben. Ich bin Amerikanerin, er ist Amerikaner, unsere Gedanken und Ansichten werden sich um dieselben Punkte drehen. Unsere elterlichen Betriebe müssen dabei berücksichtigt werden und vieles andere noch. Verstehen Sie das denn nicht?“

Flip schwieg. Der Druck auf seiner Schulter wurde fester: „Es mag Ihnen das alles in dieser Minute sehr nüchtern und echt amerikanisch sachlich erscheinen. Aber es stimmt, was ich sage. Sie werden es selbst an sich erfahren. Denken Sie an Grietje!“

Er blieb jäh stehen und griff nach der Hand auf seiner Schulter. Ose merkte, daß er noch immer sehr aufgeregter war. Ihr Blick ging wie suchend über den eingeengten Weiher hin, der an seinem Ende von einer grünen Decke von Sumpfpflanzen überzogen war.

Mit ihrer sanften, eindringlichen Stimme sprach sie weiter: „Grietje liebt Sie, Flip. Dieser Grund allein schon würde mich gehindert haben, Sie zu heiraten. Ihre Tante hat recht: Sie sollten Grietje heiraten. Ich glaube, daß Sie sehr glücklich mit ihr werden.“

Die Wirkung ihrer Worte war so eigenartig wie unvorhergesehen: Flip nahm die Hand von seiner Schulter und umschloß sie mit seinen beiden. Er trat vor Ose. Sein Gesicht flammte vor Erregung.

„Flip! . . .“ murmelte sie unsicher und wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

Dann riß er sie plötzlich mit rücksichtsloser Gewalt an sich, legte den Arm so fest um sie, daß sie aufstöhnte und geradezu gegen ihn sank. Er küßte sie wild und unbarmherzig. Überall hin trafen seine Küsse, Gesicht und Hals.

„Flip! . . .“ Sie war völlig überrumpelt und dachte nicht daran, sich zu wehren. „Sind Sie wahnsinnig! . . . Flip . . . so hör doch auf . . . endlich . . .“

Er küßte sie wie in einem zornigen Rausch. Schließlich, als er selbst völlig außer Atem war, ließ er von ihr ab. Er stieß sie zurück, hielt sie aber noch an den Händen fest. Sein Gesicht leuchtete: „Du Schönste im ganzen Land! . . .“ Es war kaum niedergehaltener Jubel. Plötzlich ließ er sie los und rannte davon.

Ose sah ihm verwirrt nach. Jetzt hat er gesiegt! dachte sie. Hoffentlich ist er damit zufrieden, dieser rücksichtslose Draufgänger!

Da ist man also wieder in Berlin, dachte Grietje, als die fein geschwungene Nadel des Funkturs aus dem blaugrauen Himmel tauchte.

Der Wagen kam von Potsdam her und fuhr jetzt die Heerstraße entlang. Es war ein unbehaglicher Tag gewesen. Das Unbehagen begann, als sich Sciajola gleich hinter Nürnberg, wo man genächtet hatte, von dem Wagen trennte, in dem Flip und Theo Brandenburg saßen. Solange Flip in der Nähe war, fühlte Grietje wenigstens die Verpflichtung, sich zusammenzuhalten. Im Notfall konnte sie auch an Flips Gesicht

ihren Aerger neu aufstacheln und sein geschliffene Bosheiten ausdenken, die zu sagen sie doch keine Gelegenheit mehr hatte. Nachdem Flip nach dem Rhein abgebogen war, fiel sie zusammen — innerlich jedenfalls. Äußerlich versuchte sie noch immer, Haltung zu bewahren.

Das Schreckliche war, daß Sciajola eine solche liebevolle Ritterlichkeit gegen sie zur Schau trug, daß einem der schreckliche Zustand erst recht zum Bewußtsein kam. Bei seiner mitleidvollen Ergebenheit hätte Grietje manchmal am liebsten losgeheult. Schließlich begann sie Mitleid mit sich selbst zu fühlen. — Auch sie brauchte einen Menschen — wie Flip. Bei Henriette Hogracht würde sie geborgen sein, auch wenn es ein Einschliefen in deren robuste Herzlichkeit nicht gab.

Der Wagen hielt vor dem Park. Sciajola half ihr beim Aussteigen und schloß den grauen Stahlblechbehälter auf, in dem der Koffer untergebracht war. Ein Diener, der den Wagen hatte anrollen sehen, kam schon aus dem Haus und bemächtigte sich des Koffers.

Grietje gab Sciajola die Hand: „Es war so lieb von Ihnen. Sie waren so . . . so besorgt um mich.“ Nur schwer fand sie diese Worte.

Auch Sciajola konnte nicht recht sprechen. Er hielt die schmale, feine Hand fest. „Es tut mir aufrichtig leid, daß unsere Reise mit einem kleinen Mißton zu Ende gegangen ist. Aber das wird sich ja bald wieder geben.“

Grietje lächelte schwach: „Hoffentlich.“

Beide dachten bei ihren Worten anders. Noch immer hielt Sciajola ihre Hand fest. Er zog sie langsam an den Mund und küßte sie mit andächtiger Behutsamkeit.

Ein gequälter Ausdruck trat in Grietjes Augen. Sie fühlte, daß wohl er eine Aufmunterung nötig hatte. Sie sagte: „Ich würde mich freuen, Sie gelegentlich wiederzusehen, Sciajola. Machen Sie doch bald mal bei uns Besuch!“

Sie ging rasch durch den Park ins Haus. Sciajola sah ihr nach, ein schmales Lächeln im ernstesten Gesicht. Dann drehte er sich heutzend seinem Wagen zu.

Henriette Hogracht war nicht daheim. Grietje war froh darüber, sie wollte erst allein wieder Besitz ergreifen von allem hier, wollte vor allem erst mal ganz allein mit sich selbst sein.

Sie stand mitten in ihrem Zimmer, vor dem Koffer, den der Diener heraufgeschafft hatte.

Da sind wir also wieder hier, dachte sie. Ein bißchen verfrüht und mit anderen Gedanken, als mit denen man fortging. Dieser unfelige Wettbewerb! Alle haben sie davon profitiert, nur ich nicht.

Ihr Blick fiel auf ein Bild von Flip, das auf einem schmalen Schränkchen aus Rosenholz stand. Rabinettgröße, Brustbild, in einem Bronzerahmen, Flip ein wenig als Denker irisiert, Blick von unten heraus und das Kinn leicht auf den Handrücken gestützt. Immerhin war er in Schlips und Hemdärmeln — das brachte ihn näher als der vom Photographen kommandierte Denkerblick.

„Da bist du ja . . .“, murmelte sie und trat langsam vor das Bild. „Da bist du ja! . . .“

Plötzlich zuckte die eine Hand nach dem Bild, indes die andere schon die Schublade aufriß. Sie warf das Bild hinein und stieß die Schublade wieder zu.

Und wie vor ein paar Tagen, da sie sinn- und zwecklos auf ihr Hotelbett losgehämmert hatte, löste diese brüste Handlung ihre Spannung. Sie brach in Tränen aus und weinte ein kleines Spizentäschentuch tropfnah. Dann nahm sie ein neues. Sie weinte, bis ein wohlvertrautes Lärmen und Hundegebell die Rückkehr der Dame Henriette ankündigte. Rasch brachte sie sich in Ordnung, tupfte die Augen trocken, schob das Haar zu recht, blies mit vorgeschobener Unterlippe Luft gegen die brennenden Wangen und Augen und puderte sich. Öffnete dann den Koffer und riß ein paar Gegenstände heraus, um den Anschein zu erwecken, als sei sie eifrig beim Auspacken.

(Fortsetzung folgt.)

Trimbo.

Von Georg Albrecht von Thering.

Es war bis dahin eine recht behagliche, harmonische Sommerfrische gewesen. Zugegeben: Das Wetter hätte besser, die See wärmer und die Verpflegung reichlicher sein können. Aber wir drei Freunde vertrugen uns glänzend. Alles ging gut, bis Herr Kliffmüller in Erscheinung trat.

Wir saßen am Mittwochnachmittag in dem einzigen Café und spielten einen Regen-Stat. Ich habe eine angeborene Abneigung gegen karierte Pullover und verlor schon den dritten Grand, weil es mich irritierte, daß ein Vertreter dieser Geschmacksrichtung am Nebentisch saß.

„Kullover!“ sagte Peter an, und im gleichen Moment erhob sich der schädige Nachbar, kam mit gewinnendem Lächeln an unsern Tisch und blühte interessiert in Peters Karten. Peter verlor natürlich, und das gab dem Kiebiß das Stichwort.

„Sie hätten Bit-Acht zu Anfang ausspielen müssen, dann war das Blatt unverlierbar! — Abigens gestatten die Herren: Kliffmüller!“

An diesem Nachmittag wurden wir ihn nicht mehr los. Er bekam märchenhafte Blätter und gewann. Ganz nebenbei ließ er einfließen, daß er sämtliche Kartenspiele der Welt kenne.

Tags darauf war wieder schönes Wetter. Wir dösten am Strand und holten nach, was die letzten Regentage uns an Sonne, Luft und Wasser vorenthalten hatten. Um elf Uhr hatte Herr Kliffmüller uns erspäht und wich bis zum Abend nicht von unserer Seite.

Bis Mittag waren wir bereits über sein Weltbild orientiert, von der Politik bis zu den Frauen. Am Nachmittag wechselte er das Thema. Wir erfuhren beiläufig, was Hotelzimmer in London, Langusten in Marseille und Blindarmoperationen in der Schweiz kosten. Bis zum Abend bewirtete uns Kliffmüller mit Schwänken aus seinem Leben, die wir zum Teil schon einmal erlebt hatten.

müller staunte Baufflöhe, wollte sich aber keine Blöße geben. Daß man seine Karten dabei nicht aufzubeden brauchte, ermutigte ihn anscheinend.

„Ich kenn's ein bißchen anders,“ lenkte er ein.

„Ach, Sie meinen wohl die englische Art?“

Kliffmüller nickte.

„Können wir ja auch spielen. — Also wollen Sie mitmachen?“

Es blieb ihm nichts anderes übrig. Etwas zaghaft setzte er eine Mark.

Bei englisch muß aber die Vorhand einen Taler setzen,“ protestierte Wisli. Kliffmüller tat es nicht sehr gern. Wieder ging das Reizen los.

„Hier sind zwei Leilas und ein Hirtentnabe,“ meldete Peter. Wisli sekundierte mit 218 übern Weg und ich folgte mit zwei Baumschulen und einem roten Kinderwagen. Kliffmüller, der vor Aufregung schwitzte, zitierte zögernd Peters nackte Hunde vom zweiten Spiel, die er sicherheitshalber auf acht verdoppelte. Wir ließen ihn gewinnen, um ihn sicher zu machen. Auch die nächsten beiden Spiele schenkten wir ihm. Er erzählte beim Geben bereits Trimbo-Anekdoten, die er in Dänemark erlebt haben wollte.

Jetzt war er uns sicher. Keine Leilas, keine Wirtinnen auf dem Dach, keine vierstelligen Zahlen über lange und kurze Wege halfen ihm mehr. Was er auch setzte, wurde erbarmungslos von uns eingestrichen. Wagte er zu protestieren, bewiesen wir ihm aus seinen Karten, daß er ganz reell verloren hatte — warum nutzte er nicht ein Blatt aus, das bei einiger Kombination fünf Chinesenkinder und mindestens vier rheinische Mädchen („noch dazu im Hochparterre!“ warf Wisli ein) gebracht hätte?

Als er über dreißig Mark verloren hatte, stand er bleich, aber gefaßt auf. „Entschuldigen die Herren, ich habe noch eine Verabredung. Auf Wiedersehen!“

Aber das war glücklicherweise übertrieben. Zum mindesten sahen wir ihn von da an nur noch aus weiter Entfernung.

Der Gott des Lichts.

Von Wolfgang Wetterstein.

Von allen Wesen, die das Licht verehren, schähe ich am glücklichsten die kleinen Eidechsen von Capri, die am Wege zum Tempel Gottes wohnen. Sie ruhen mit leichtatmenden Flanken auf den sonnendurchglühten Steinen, und in ihren Augen sind goldfarbene Fünkchen. Wahrlich, sie sind die einzig wahrhaften Sonnenanbeter dieser meerumslossenen Insel!

Aber man kann ihnen eine gewisse nüchterne Vorsicht, die auf einer beschämenden Kenntnis menschlicher Geflogenheiten beruhen mag, nicht absprechen. Ich hatte wirklich nicht die Absicht, sie in ihrem sommerlichen Behagen zu stören, als ich mich der Stätte des Gottes nahte; doch schon zuckten die beweglichen Köpfchen unruhig, bronzefarbene Augen schauten aufmerksam nach mir aus — und Eidechse um Eidechse verschwand vor dem drohenden Hall meiner Tritte.

So stieg ich denn die uralten Stufen hinauf, die zum Tempel des Gottes führen. Griechen und Römer, dunkle Menschen aus Afrika und hellhaarige Männer aus dem Norden gingen hier vor mir zum Tempel des Mithras, Gläubiger und Ungläubige, die vergessen wurden im melancholischen Spiel der dahinrauschenden Jahrhunderte. Es ist ein Ort traumhafter Vergangenheit.

Gewaltiger erhöht sich die Einsamkeit des glühenden Mittags über den zerbröckelnden Trümmern römischen Mauerwerks. Weithin schweift der Blick über das Meer. Blaue Wasser umrauschen die wilde Küste, zackige Gebirgsgrate durchschneiden das farbige Rund dieses milden Himmels. Kein Segel ist zu sehen. Aber die Inselchen der Sirenen schlafen wie friedliche Fabeltiere im Meer, und im Nebel der Ferne schimmern die verlassenen Tempel von Paphos...

Die Höhle des Gottes ist vom Schreden unirdischer Stille umwittert, heidnische Bezauberung geht von ihr aus. Kräuter und Blumen wuchern gierig in feuchter Erde, buntflügelige Käfer schwirren, und Falter gaulen ausleuchtend in der Flut des Lichts. Eintönig dringt der Schall fallender Wassertropfen aus der Tiefe der Höhle. Hier verstummt der Triumphgesang unseres Jahrhunderts, die Klänge der Klöster des Pan verschlingen die Menschen dieser Zeit. Selten kommen Fremde an diesen Ort. So konnte ich mich der Wirklichkeit dieses außergewöhnlichen Altertums einsam nahen.

Alter Bilder, wie jenes Basrelief, das man 1775 in dieser Grotte fand, stellen den Gott Mithras als kriegerischen

Jüngling dar, mit fliegendem Mantel und phrygischer Mütze. Er stößt einem Stier, den er am Horn zu Boden geworfen hält, ein kurzes Schwert in die Flanken. So erschloß der Gott der Menschheit die Lebensquellen der Erde, denn die Legende erzählt: Aus dem Körper des Stieres sproßten die nahrhaften Kräuter und die Früchte der Felsbirne, aus seinem Mark wuchs der Weizen, aus seinem Blute die Rebe. Die Seele des Stieres aber stieg unter herrlicher Verkörperung zum Himmel empor, wo sie unter der Geleitschaft des Hundes als Gottheit herrscht und als Beschützer der großen und kleinen Herdentiere.

Aus dem heißen und mystischen Persien hervorstürmend, eroberte der Jüngling Mithras Italien, Gallien und das römische Germanien. Zahllose Priesterthümer wurden ihm unterthan. Ein Eroberer war der Gott, und sein priesterlicher Hofstaat verstand es, den Glanz seines Namens zu erhöhen. Über alle Länder des Mittelmeeres spann sich das Rankenwerk seiner Mythen, und ein Fünkchen seines Ruhmes glomm auch in dieser verborgenen Tempelgrotte auf Capri, von der man so weit über das südliche Meer sieht.

Düster und schredenerregend ist die Höhle des Gottes und voller geheimer Gegensätze. Fast scheint es, als ob eine herbe Note der Finsternis den Sachverwalter seines Ruhmes nicht unwillkommen gewesen wäre. Denn der Gläubige darf den Gott nur ahnen und möge sich seiner Vermittler bedienen. Doch hatten die alten Priester ein Bild des Gottes in einer Nische schräg im Hintergrunde des Tempels aufgestellt. Schön und tiefsinnig war dabei der Gedanke, daß die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zur Aquinoctialzeit das Bildnis treffen mußten. . . . An der äußeren der beiden Umwallungsmauern bemerkt man ein Netzwerk keilförmiger Tuffsteine, opus reticulatum. Diese frühe Kunstzier soll nebst vorkommendem Vulkangestein aus Herculanum und grauem Tuff vom Vesuvius, aus vorpompejanischer Zeit deuten. Es kann freilich auch alles anders sein. Zweifelsfrei ist unter anderem schon die Bezeichnung „Matromania“, die jetzt für die Gegend der Tempelgrotte und für die Grotte selber gilt. Der Zwiespalt der Wortfäher läßt keine sichere Deutung zu. Sagt man nämlich: Ara Matris Magnae oder Matris Manium, so entsteht ein Tempel, den der Kaiser Augustus zu Ehren der Nymphe errichten ließ: ruft man dagegen: Magnum Mithraeum, so steht man im Vorhof eines Tempels des großen Mithras. Die Entscheidung ist schwer. Ich aber wende die zweite der Zauberformeln an, weil in ihr das Geheimnis des Ortes lebt, das Rätsel seiner Einsamkeit und die unbefiegbare Macht der Sonne.

Verwitterte Stufen führen zwischen den beiden Umwallungsmauern zum Innern des düsteren Heiligtums empor. Doch zögerte ich sehr, denn reizvoller lockte mich der Tanz der weißen Sonnenschlammchen auf der Bläue des Meeres, der Tanz der weißgekrönten Wellen, die Felsenfüße und Vorgebirge umjagen.

Aber diese farbenprägende Wasserwüste fuhren einst die Schiffe der reichen ägyptischen Kaufleute, die zu Puteoli, im Golfe von Neapel wohnten. Sie hatten den Handel mit dem Getreide der Nilländer an sich gerissen und versorgten Rom und den römischen Markt. Aber diese listigen Ägypter opferten nicht nur der Göttermutter Isis, viele von ihnen waren zum Lichte bekehrt und hingen dem Kult des Mithras an. Wie leicht konnten nun die ägyptischen Handelsschiffe bei ihrer Ausfahrt das Felseninseln Capreae berühren, das schön und einsam im Meere lag. Dort konnten die Mithrasgläubigen im verborgenen Tempel des Sonnengottes gewinnbringende Reize erslehen und Dankesopfer bringen nach glücklicher Heimkehr, ehe sie weiter fuhren durch den lachenden Golf von Neapel. Denn diese Tempelhöhle, die nicht frei blieb vom Blute menschlicher Opfer, gehörte zu den ältesten Heiligtümern des Sonnenkultes in Italien. . . . Vielleicht fuhren bisweilen auch Schiffe der römischen Kriegsflotte mit schaumspühenden Ruderreihen über die atmenden Wasser nach Capri. Nicht nur die kaiserlichen Majestäten der Zeit besuchten die ragende Insel, um dort Feste zu feiern und Villen zu bauen, hierher kamen auch Soldaten, die aus allen Provinzen des Reiches stammten, eilenklirrende Gefolgsleute des Mithras, die voll abergläubischer Andacht zum Tempel des neuen Gottes gingen. Denn auch jenen armen Kreuzfahrern des Ruhmes, die nur den Tod und die Glorie des Imperiums kannten, war das Leben teuer. Vielleicht konnte es der Männergott Mithras durch stärkere Wunder schützen als die Götter Italiens oder die fernern Waldgötter Germaniens. Sie schwuren ihm Soldatentreue und verbreiteten seinen Ruhm in allen Ländern der alten Welt, wovon uns noch heute ihre zahlreichen Inschriften berichten. . . .

Schwerenmütige Bilder menschlicher Vergangenheit werden lebendig im Sonnenglanz dieses götterreichen Golfes. Taurites, Tochter des Dinikos, lebe wohl!“ ruft eine griechische Grabinschrift, die man auf Capri fand. Die rauschende Musik der Zeitalter hängt in den Lüften und hallt, durch die Jahrtausende nachzitternd, selbst in den Steinen dieses alten Landes wider. . . .

Aber dem Deutschen ist jener Hang zur näheren Betrachtung eigen, der Vater der Lehre von der geheimen Göttlichkeit des Details. Und auch ich täte besser, mich wie ein Hausknecht des Geistes zu bemühen und zu erzählen, wie es im Hause des Sonnengottes aussah. Doch sage ich, daß blind wird, wer in eifertigem Wirklichkeitsdrange den Gott und die Dinge länger als nur flüchtig betrachtet. . . . Feucht und dämmerig war es in der Höhle, sie steckte voll Schutt und voll verrotteten Mauerwerks. Ich verließ sie gern, denn draußen wanderte die Sonne wie ein feuriger Riese über das Meer.

Reglos lagen die kleinen Eidechsen von Capri auf den warmen Steinen und starrten voller Ehrfurcht dem wandernden Gotte nach. Schmalzünftig sind die flinken Diener des Gottes und können vielleicht nur ein wenig wispern. Sie wissen nichts von römischem Mauerwerk, nichts von Apsis und Gewölben. Aber sie sind für alles Feurige, wegen ihres Glaubens, und es muß ihnen Leid getan haben, daß überall im Tempel die schönen farbigen Glasmosaiken herabsielen. . . .

Vorbei sind die Zeiten der babylonischen Magier, zu denen das Reich des Mithras zu blühen begann, vorbei die Feldzüge der Cäsaren, die dem Gott als fantastische Bräute vom Iran nach den Ländern des Mittelmeeres dienten. Gestorben sind die Flavii, die Antoninen und all die anderen Freunde jener seltsamen asiatischen Religion. Warum aber starb auch der Sonnengott der Menschheit Italiens?

Nun, Mithras vergaß die Frauen. Keine Frau wurde in seine Mythen eingeweiht. Und eine Sintflut weiblichen Hasses ertränkte ihn.